

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 46

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

Reigen

Revoluzzer, lest und staunt! Jetzt habt Ihr die Bescherung. Seit Dezennien lauft Ihr gegen die Verstärkung Sturm, fordert: Friede den Hütten! Krieg den Palästen! Nun geht Euer Wunsch still und leise in Erfüllung. Betonbauten lösen sich mählich auf.

Nein, die Gesellschaft hat nichts dazugelernt. Hat den skandierten Protest nicht hören, den gesprayten nicht sehen wollen. Die Mehrheit denkt kaum freiwillig um. Aber an modernen Fassaden zeigen sich Krankheits-symptome: kleine Ritzen, rötliche Striemen. Der Zerfall wird offenbar. Über den Ursachen brüten Fachleute.

Zum Glück gibt es den sauren Regen! Der ist heutzutage an (fast) allem schuld. Er hat aus quasi heiterem Himmel auf unser Haupt zu fallen begonnen, und wir finden nicht genügend Sand, um den Kopf hineinzustecken. Also rennen wir offenen Auges ins Verderben, das heisst, vorläufig von einem zerstörten Element zum anderen.

Nur Mut: Noch halten sich di-

verse Schadenarten in Grenzen. Zum Beispiel Mauerlöcher. Nicht alle Betonmischungen sind gleich anfällig. Der Grad der Gefährdung hängt davon ab, wie die Substanzen Zement, Wasser, Sand und Kies zusammengebracht wurden. Ob sorgfältige Werker das Produkt plaziert haben.

Sorgfalt – ein Begriff, der aus der Mode gekommen ist. Wer hat denn heute noch Zeit und Lust, eine Aufgabe vorsichtig, umsichtig anzugehen? Die Arbeit behutsam fortzusetzen, mit Engagement weiterzuführen, mit dem Schwung der Begeisterung zu vollenden?

Ich fürchte, ich bin verwirrt. Meine Fragesätze klingen, als entstammten sie einem Märchenbuch aus kindheitsfernen Tagen.

Richtig! Nach dem Krieg wollte man Gutes und Dauerhaftes schaffen. Strenge sich dafür an, mühte sich redlich. Die Produktionsmenge wuchs, wuchs – und mit ihr logischerweise die Geschwindigkeit. In den sechziger Jahren lautete die meistverbreitete Parole: «Mehr Tempo, mehr Druck, mehr Resultate!» Das Wichtigste daran: Mehr Profit.

Von Qualität ging kaum noch die Rede. Auch in der Baubranche nicht. Sie erlebte einen in

der Rückschau erschreckenden Boom. Pseudosachverständigen, Pfuschern wurden Türen und Tore geöffnet. Was diese Leute hervorbrachten, war nicht mehr preiswert, sondern billig. Niemand ahnte Böses – bis sich die negativen Zeichen vervielfachten, bis an dieser, jener und der anderen Wand die Schrift erschien: «Gewogen und zu leicht befunden.»

Zu leicht. – Ja, man erreichte damals das Ziel zu bequem, und bis vor kurzem wurde, was mit dem Beton geschieht, von Männern, die es besser hätten wissen müssen, als «nicht gravierend» bezeichnet. Warum? Weil nicht sein kann, was nicht sein darf? Weil es schmerzlich – und teuer – wäre, begangene Fehler zuzugeben? Dabei lässt sich sogar aus den Reparaturen ein Geschäft machen. Dieser Markt habe in Helvetien Zukunft, heisst es.

Wunderbar! Es darf geschludert werden. Das hält die Wirtschaft aufrecht. Denn wo die einen schaden, heilen die andern. Gewinne streichen beide ein. Und die Steuergelder fliessen munter, aus nie versiegenden Quellen.

Natürlich dient mir die Bauindustrie bloss als Beispiel. An ihr wird der Kreislauf des Un-, nein:

Ordnung – bis die Männer auch lange Röcke anzogen und das Patriarchat mit Hinterlist und Tücke untergruben.)

Nun regen sich die Herren auch wegen des Namens auf. Hab' ich gelacht, denn in Spanien (dessen Männer männlicher, aber auch galanter sind als unsere «Hirtenknaben») behält die Frau auf Lebzeiten ihren Mädchennamen. Der Name des Ehemannes wird nur in bestimmten Fällen, sofern nötig, mit dem Zusatz «de» angegeben, zum Beispiel María López Blanco (López ist der Vatername und Blanco der Muttername) heiratet José Díaz Fernández. Sie bleibt María López Blanco (und keiner stösst sich daran!); nötigenfalls kommt «de Díaz» hinzu; der Muttername des Ehemannes fällt weg. Beispiel: Als beim ersten offiziellen Empfang in Havanna erwähnt wurde, dass Frau Dr. Kousi die Ehefrau des Aussenministers Raúl Roa ist, waren alle erstaunt; keiner hatte gewusst, dass die beiden ein Paar sind. Frau Dr. Kousi war eine bekannte Kinderärztin, Raúl Roa ein ebenso geschätzter Uniprofessor ... Ich hänge auch sehr

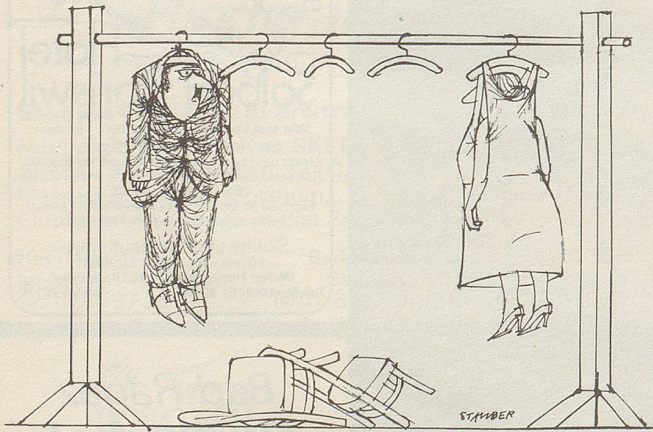
des Wahnsinns besonders deutlich.

Im heutigen Geschäftsgetümmel gilt einer, der sich anstrengt, der eine tadellose Leistung erbringen will, dafür sogar Überstunden macht, sie sich nicht einmal bezahlen lässt, als asozial. Da könnte schliesslich jeder kommen und Liebling sein ...

Können schon, aber wollen nicht! Wenn einer mit der Plackerei beginnt, fühlen sich die anderen auch dazu verpflichtet. Genau das ist die Zumutung. Die Bürde, die einem der Streber auflädt. – Fort mit ihm! In die Ecke. Am besten hinter die Kulissen. Hinaus aus dem Einflussbereich. Sonst steckt er am Ende gar den Chef des Chefs des Chefs an – und dann: Gute Nacht!

Wir bewegen uns ja nicht durchs Mittelalter. Wir kennen andere Sätze als «Ohne Fleiss kein Preis». Wir möchten nicht nur existieren. Sondern sein. Dasein. Hier und heute. Zu möglichst vielen Stunden. Uns vergnügen. Darob vergessen, wie es um unsere Welt steht. Dass wir ihr, der äusseren und der inneren, zuwenig Sorge tragen – weil wir für ihre Erschaffung zuwenig Sorgfalt aufgewendet haben.

Der Kreislauf des Irrsinns wird, still und leise, zum Todesreigen.



Umlernen!

Die arme Frau Bundesrätin tut mir aufrichtig leid, so ganz einsam und verlassen unter Männern ins Bundeshaus einzuziehen. Ich wünsche ihr von Herzen, dass sie recht bald eine Elefantenhaut bekommt, um die Sticheleien – um nicht noch Schwerwiegendes zu erwähnen – der gottähnlichen Männer unbeschadet «einstecken» zu können. Ich rede aus 37-jähriger Erfahrung im Bundes-

dienst, allerdings auf niedriger Stufe.

Gestern habe ich einen Teil der Debatte über die Zivilgesetzvorlage am Fernsehschirm angesehen, dann wurde es mir zu dumm. Es fällt den Männern natürlich schwer, ja sogar sehr schwer, nach 5000 Jahren Vorherrschaft und Gottähnlichkeit nicht mehr ganz unter sich «chalbere» zu können und allmählich, wenn auch sehr langsam, von dem von ihnen errichteten Sockel herabzusteigen. (In der Steinzeit regierte das Patriarchat – und die Welt war in

an meinem erbten Namen und möchte keinesfalls «Frau Bünzli» heissen. –

Ich bin apolitisch, zumindest was die Schweiz angeht, wo ja alles schon geregelt ist. Daher gehöre ich zu keiner Partei oder feministischen Organisation. Als Individualistin habe ich lieber meinen eigenen Antigötterkampf geführt und tue es auch als Rentnerin noch, sobald sich die Gelegenheit bietet. Einer «meiner» Botschafter, ein Roman, mit dem mich bis zu seinem Tod ein besonders freundschaftliches Verhältnis verband, nannte mich, sogar vor seinen Gästen, nur «Jeanne d'Arc».

Wie dem auch sei: diese Generation von Männern wird sich mit Krallen und Zähnen gegen die Vermehrung der Frauenrechte wehren. Schuld daran sind die Mütter, die dem Hansli schon im Kleinkindalter beibringen, dass er eben *mehr* ist als seine Schwestern. Und das nur wegen der «petite différence!» Da liegt der Hase im Pfeffer. Die jungen Mütter müssen umlernen und ihre Knäblein nicht zu gottähnlichen Wesen verziehen! Ruth Ruef